

Münchmeier, Richard

## **Aufwachsen unter veränderten Bedingungen - Zum Strukturwandel von Kindheit und Jugend**

*Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 50 (2001) 2, S. 119-134*

urn:nbn:de:0111-opus-9203

Erstveröffentlichung bei:



[www.v-r.de](http://www.v-r.de)

### **Nutzungsbedingungen**

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### **Kontakt:**

**peDOCS**

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)

Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

# Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse,  
Psychologie und Familientherapie

50. Jahrgang 2001

---

## Herausgeberinnen und Herausgeber

Manfred Cierpka, Heidelberg – Ulrike Lehmkuhl, Berlin –  
Albert Lenz, Paderborn – Inge Seiffge-Krenke, Mainz –  
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

## Verantwortliche Herausgeberinnen

Ulrike Lehmkuhl, Berlin  
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

## Redakteur

Günter Presting, Göttingen

---

**V&R** Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

## Aufwachsen unter veränderten Bedingungen – Zum Strukturwandel von Kindheit und Jugend

Richard Münchmeier

### Summary

#### Growing up in a changing world

The conditions and patterns of growing up in Germany have undergone a lot of far reaching changes. This provides new chances on the one hand; on the other it shows some new challenges, which have to be taken into consideration in the field of socialization and education. The problems of managing and coping with the demands of every day life are nowadays also problems of children and young people.

### Zusammenfassung

Die Bedingungen und Muster des Aufwachsens haben sich in den vergangenen Jahrzehnten zum Teil erheblich verändert. Dieser Wandel schafft einerseits neue Chancen, andererseits Herausforderungen, denen sich Sozialisations- und Erziehungsinstitutionen stellen müssen. Die Probleme der Lebensbewältigung stellen sich nämlich heute bereits in der Kinder- und Jugendphase.

### 1 Einleitung

Worüber muß man eigentlich reden und nachdenken, wenn man Kinder und Jugendliche, die „Jugend von heute“, verstehen will? Ist es ihr schrilles „Outfit“, die schrillen Frisuren, die provozierende Kleidung? Ist es ihr demonstrativer Verhaltensstil, in dem sie Abgrenzung von den Erwachsenen und eigene Ästhetik zugleich demonstrieren? Sind es ihre „schnoddrigen“ Parolen, die auf oft sehr plakative Weise ihr Lebensgefühl auszudrücken scheinen, etwa von der Art „wir haben null Bock auf gar nichts“?

So grell und provokant aber solche Züge an der heutigen Jugend auch sein mögen – sie leiten unser Verständnis von ihnen kaum konstruktiv an, und nicht selten leiten sie es eher in die Irre. Zu sehr nämlich bleiben diese Züge an der Oberfläche,

sind eher Ein- und Auskleidungen, Selbstinszenierungen, die noch dazu erstaunlich rasch im Strom der vielfältigen Moden und Stile wechseln und sich verändern können. Sie geben als solche keinen Zugang zur Lebenssituation Jugendlicher ab; sie sind „nur“ Reflex und Symptom der Probleme und Aufgaben, die Kinder und Jugendliche in ihrer Lebenssituation vorfinden und mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Deshalb fangen sie erst dann an zu sprechen und etwas über heutige Kindheit und Jugend auszusagen, wenn man sie auf deren Lebenslagen bezieht und als Ausdruck ihrer Situation versteht.

## 2 Die zentrale Verunsicherung: Die Krise der Arbeitsgesellschaft

Die Befunde und Ergebnisse der 12. Shell Jugendstudie (Jugendwerk der Deutschen Shell 1997) haben besonders eindrücklich deutlich gemacht, was im Grunde alle wissen und was durch viele andere Studien bestätigt wird: Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht. Jugend bedeutet ja ein Doppeltes: sie ist einmal eine subjektive biografische Lebensphase, in der Aufgaben der inneren Entwicklung, des Lernens, der Identitätsbildung anstehen; sie ist zum anderen eine gesellschaftlich bestimmte Lebenslage, abhängig von gesellschaftlichen Bedingungen und Erwartungen, vor allem aber von der Zukunft und Zukunftsfähigkeit der zentralen Regelungen und Grundlagen unserer Arbeitsgesellschaft. In der Vorbereitung auf die Anforderungen der Erwachsenenrolle, insbesondere der Erwerbsarbeit als ihres ökonomischen Fundaments, liegt der biografische und gesellschaftliche Sinn der Jugendphase.

Die Krisen im Erwerbsarbeitssektor, Arbeitslosigkeit, Globalisierung, Rationalisierung und Abbau oder Verlagerung von Beschäftigung sind inzwischen nicht mehr „bloß“ eine Randbedingung des Aufwachsens. Sie sind nicht mehr „bloß“ Belastungen des Erwachsenenlebens, von denen Jugendliche in einem Schonraum entlastet ihr Jugendleben führen können. Sie haben inzwischen vielmehr das Zentrum der Jugendphase erreicht, indem sie ihren Sinn in Frage stellen. Wenn die Arbeitsgesellschaft zum Problem wird, dann muß auch die Jugendphase als Phase der biografischen Vorbereitung auf diese Gesellschaft zum Problem werden.

Unsere Studie zeigt deutlich und an vielen Stellen, daß von allen Problemen am meisten die Probleme der Arbeitswelt die Jugend beschäftigen und nicht die klassischen Lehrbuchprobleme der Identitätsfindung, Partnerwahl und Verselbständigung. In der qualitativen Studie äußerten die Jugendlichen ihre Sorgen, daß die derzeit bestehenden Probleme mit Massenarbeitslosigkeit, Lehrstellenmangel, Sozialabbau, Verarmungsprozessen von der Politik nicht angegangen werden, ja daß in absehbarer Zeit Lösungen nicht erwartbar sind. Dies macht sie skeptisch und betroffen; sie fühlen sich von der Politik und den Erwachsenen im Stich gelassen und einflußlos.

Auf die ganz am Anfang des Fragebogens offen gestellte Frage nach den „Hauptproblemen der Jugendlichen heute“ nennt fast jeder zweite das Thema Arbeitslosigkeit. Besonders zu denken gibt, daß Arbeitslosigkeit umso öfter genannt wird, je älter die Jugendlichen sind: 18% der Jüngsten (d.h. der 12- bis 14jährigen), aber 58,5% der 18- bis 21jährigen und sogar 62,5% der 22- bis 24jährigen geben es an. Dies zeigt

die neue Schwierigkeit der Jugendphase an: problematisch wird es, sie beenden zu können, wenn der Arbeitsmarkt den Übergang in die Selbständigkeit des Erwachsenseins ökonomisch nicht mehr verlässlich sichert. So erklärt sich wohl auch, daß bereits Berufstätige mit 64% am häufigsten (häufiger noch als Beschäftigungslose) Arbeitslosigkeit als Hauptproblem der Jugend bezeichnen. Wer es „geschafft“ hat und bereits berufstätig ist, hat offensichtlich Angst davor, daß das erreichte Ufer nicht so sicher ist, wie es sollte, und man wieder zurückfallen könnte. Es scheint so, daß hier ein Konsens in der gesamten jungen Generation liegt, gewissermaßen eine „prägende Generationenerfahrung“.

Und schließlich findet sich auch im Bereich der geschlossenen Fragen, wo eine Gewichtung der zur Zeit diskutierten wirtschaftlichen und sozialen Probleme erbeten wurde, ein in die gleiche Richtung weisendes Ergebnis: am problematischsten wird mit Abstand die „steigende Arbeitslosenzahl“ empfunden. Die steigende Arbeitslosenzahl wird von mehr als 92% (!) als großes oder sehr großes „Problem für unsere Gesellschaft“ gehalten; mehr als 88% sehen darin ein „Problem, das die persönliche Zukunft stark oder sehr stark beeinträchtigen“ wird. Auf die Frage, ob es in der Zukunft „für alle einen angemessenen Arbeitsplatz geben“ und „die Arbeitslosigkeit verschwinden wird“, antworten nur 7% mit „wahrscheinlich“ und 1% mit „bestimmt“.

### 3 Wandel von Familie und Kindheit

#### 3.1 *Wo Kinder aufwachsen: Veränderungen der familialen Strukturen und ihre pädagogischen Folgen*

Während um 1900 durchschnittlich jede Frau noch 4 Kinder hatte (vgl. Pettinger 1985, S. 267), gebären heute die 1960 geborenen Frauen im Schnitt noch 1,63 Kinder (im Osten 1,77, im Westen 1,57, vgl. BMFSFJ 1997, S. 81). Der Rückgang beruht einerseits auf der Verkleinerung der Familiengröße und andererseits der häufigeren freiwilligen Kinderlosigkeit. Als Folge hiervon hat der Anteil der Einzelkinder zugenommen. Die vielfach verbreitete Annahme, daß bereits jedes zweite Kind ein Einzelkind sei, beruht jedoch auf Fehlinterpretationen der amtlichen Familienstatistik, die immer nur den aktuellen Familienstand erhebt, nicht jedoch die einzelne Familie im Zeitlauf untersucht. Betrachtet man lediglich die Gruppe der Sechs- bis Neunjährigen, bei denen die Wahrscheinlichkeit am größten ist, daß jüngere Geschwister bereits geboren sind und ältere noch zu Hause wohnen und ermittelt man in dieser Altersgruppe die korrekte Geschwisterzahl, so ergibt sich in Deutschland ein Anteil von 19% Einzelkindern. Dieser Wert liegt in den alten Ländern darunter und in den neuen Ländern darüber. In der Tendenz steigt die Geschwisterzahl im Westen seit 1989 sogar an, wogegen sie im Osten weiterhin deutlich zurückgeht (BMFSFJ 1997, S. 26 f.).

Doch unabhängig von der partiellen Fehlinterpretation der Daten ergibt sich für die Erziehungsinstitutionen durch die steigenden Zahlen von Einzelkindern ein besonderer Handlungsbedarf. Denn Einzelkinder sind mehr als andere auf Gleichaltrigenkontakte außerhalb der Familien angewiesen, sei es auf Kontakte in den informellen Cli-

quen, sei es in institutionellen Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit oder auf dem expandierenden Markt kommerzieller Angebote (in Freizeit- und Spielfarmen, Clubs, Sport- und Kulturangeboten usw.). Diese „Entlastungsmöglichkeiten“ in der Gleichaltrigengeselligkeit (deren wachsende Bedeutung durch die neuere Jugendforschung übereinstimmend zum Ausdruck kommt) werden auch deshalb wichtiger, weil „die Einzelkinder ... in einer familiären Kommunikationsstruktur (leben), die von ihren Eltern dominiert wird, in der das Kind die an Kinder gerichteten Wünsche und Erwartungen der Eltern alleine zu erfüllen hat. Gerade in Konfliktsituationen mit den Eltern haben diese Kinder und Jugendlichen wenig Entlastungs- und Unterstützungsmöglichkeiten durch Geschwister“ (Pettinger 1985, S. 267).

Für die Kinder- und Jugendpädagogik ergibt sich daraus nicht einfach nur die Aufgabe, die Sozialisationsleistung der Ein-Kind-Familie zu stützen; sondern hinzukommt eine sozial-infrastrukturelle Aufgabe: Gelegenheitsstrukturen und soziale Räume für von Erwachsenen nicht kontrollierte Gleichaltrigenerfahrungen anzubieten und zu stabilisieren. Die Notwendigkeit zu solchen infrastrukturellen Leistungen wird auch deutlich, wenn man sich vor Augen hält, daß die Tendenz zur Ein-Kind-Familie auch zur Folge hat, daß die verwandtschaftlichen Netzwerke und Solidarsysteme sich lockern. Schon Mitte der achtziger Jahre hat der Kinder- und Jugendpsychiater R. Lempp darauf hingewiesen, daß der Übergang zur Form des geschwisterlosen Aufwachsens „die Tür zur onkellosen Gesellschaft öffnet“. Er hätte auch von einer tantenlosen, cousinen- oder cousinlosen Gesellschaft sprechen können. Denn schon in der nächsten Generation werden die Kinder, deren Eltern Einzelkinder waren, onkel- oder tantenlos aufwachsen und keine Cousinen oder Cousins haben (Lempp 1986). Für sie werden solche „erweiterten Verwandtschaftssysteme“ nicht mehr gegeben sein, sie werden die ersten Schritte zur Lockerung der Einbindung in die Herkunftsfamilie (Ferien bei Onkel oder Tante; Reisen mit Cousinen oder Cousins) nicht mehr innerhalb verwandtschaftlicher Strukturen machen können.

Von Sozialpsychologen wird angesichts des geschwisterlosen Aufwachsens dieser großen Zahl der Kinder auf eine potentielle Gefahr hingewiesen: es könnten damit die Grundvoraussetzungen für soziale Solidarität in der Gesellschaft gefährdet werden. Denn bisher galt v.a. die „Geschwisterrivalität“ als psychologischer Lernort für die Fähigkeit, eigene Interessen zu verfolgen und gleichzeitig konkurrierende Interessen zu respektieren, Zuwendung und Liebe (der Eltern) teilen zu können, also Kompromisse zu schließen – Lernerfahrungen, die für das „soziale Klima“ der Gesellschaft auf der Ebene mitmenschlicher Beziehungen unverzichtbar sind. Die „moralische Haltung“ der „organischen Solidarität“ (Durkheim 1963) wurde nach allgemeiner Auffassung bisher am ehesten in der Mehr-Kinder-Familie eingeübt. Es stellt sich also die Frage, ob und wo es in unserer Gesellschaft „funktionale Äquivalente“, Ersatzorte für diesen notwendigen Lernort der Kultivierung der Konfliktaustragung geben könnte. Überhaupt wäre einiges über die erzieherische Produktivität des Konflikts und der zivilisationsverträglichen Zähmung der Rivalität neu zu lernen. Konflikte sind in unserer Gesellschaft eher unerwünscht. In der Schule sind sie ein unerwünschtes „Disziplinproblem“ und werden als nicht zur Sache gehörend eher zur Seite gedrängt. Die latente „Harmoniesucht“ hindert die Möglichkeiten, Interessen- und Meinungsverschiedenheiten nicht als pein-

lich, sondern als für die gemeinsame Verständigung und Weiterentwicklung produktives Ferment zu verstehen. Behalten die Sozialpsychologen recht, sollten jene Alltagsorte einer kultivierten Konfliktregelung sorgsamer als bisher gesehen und erzieherisch genutzt werden.

### *3.2 Zwischen Schonraum und Verselbständigung: Kinder und alltägliche Lebensbewältigung*

Auch Kinder sind mehr als früher mit Ernstproblemen des Alltags und mit schwierigen Bewältigungsaufgaben konfrontiert. Durch die Zunahme von Trennung, Scheidung und Wiederverheiratung erfährt ein wachsender Anteil von Kindern Familie nicht mehr als im Zeitverlauf stabile Intimgruppe, sondern wird mit Diskontinuität, Trennung und Wechsel der Bezugsgruppe konfrontiert. Kinder behalten ihre leiblichen Eltern nicht mehr selbstverständlich auch als soziale Eltern, sie werden zunehmend in Prozesse der neuerlichen Partnerfindung ihrer leiblichen Väter und Mütter involviert und müssen die relativ „reife“ soziale Kompetenz aufbringen, sich aus Intimbindungen zu lösen, neue einzugehen und mit „erweiterten Verwandtschaftssystemen“ zurechtzukommen.

In Richtung auf einen solchen „Verselbständigungsprozeß“ der Kinder wirken aber noch weitere Tendenzen, etwa die in Ostdeutschland traditionell selbstverständliche, in Westdeutschland zunehmende Erwerbstätigkeit der Mütter. Dies verändert nicht nur tendenziell die traditionelle innerfamiliäre Rollen- und Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau und wirft Fragen nach der besseren Vereinbarkeit von Erwerbs- und Hausarbeit auf (Erlor et al. 1988), sondern erfordert eine Organisation der Kinderbetreuung außerhalb der Familien in öffentlichen oder privaten Einrichtungen (was wiederum auf die Notwendigkeit zur Verstärkung der infrastrukturellen Aufgaben der Jugendhilfe verweist). Entsprechend verändert sich der Kinderalltag: er findet an einer Mehrzahl von „Spezialorten“ statt, zu denen die Kinder „transportiert“ werden; der Kinderalltag unterliegt der „Verinselung“: Kinder müssen sich der Logik und den Regeln dieser Institutionen unterwerfen, müssen ihren Alltag genauso planen und einteilen wie die Erwachsenen, müssen lernen, sich in unterschiedlichen sozialen Kontexten jeweils situationsadäquat zu verhalten. Gelingt dies den Kindern nicht, wird dies – wie bei den Erwachsenen – als „Fehlverhalten“ sanktioniert. Tendenziell müssen Kinder die gleiche Menge von Sozialbeziehungen „bewältigen“ wie Erwachsene (Rabe-Kleberg u. Zeiher 1984).

Die Durchbrechung der traditionellen Grenzen zwischen Kinderalltag („Schonraum“) und Erwachsenenalltag („Ernst des Lebens“) wird schließlich noch verstärkt durch die verstärkte Mediennutzung im Alltag. Traditionell – seit der Trennung von Lohnarbeit und Haus und der Nach-draußen-Verlagerung der Welt der Erwachsenen – ging man davon aus, daß Kinderalltag und Erwachsenenalltag zwei voneinander getrennte Erfahrungs- und Erlebnisbereiche seien. Und aus der Sicht der bürgerlichen Pädagogik sollte dies auch so sein (Richter 1987): die noch unselbständige und unbeherrschte kindliche Seele sollte vor den realen Gefahren des Erwachsenenalltags „draußen“ behütet und beschützt werden.

Durch die Verbreitung vor allem der audio-visuellen Medien (Fernsehen und Video) im Alltag der Familie ist diese Trennung der Wirklichkeitsbereiche tendenziell aufgelöst worden. Themen aus der „Erwachsenenwelt“ wie Rinderwahnsinn, Balkankrieg, Geiselnahmen, Klimaveränderungen und Ozonloch etc. werden über die Medien zu einem gemeinsamen Gesprächsstoff zwischen Kindern und Erwachsenen.

Es kann nicht wundern, wenn diese alltäglichen Belastungen und Kompetenzanforderungen im Bereich von Kindheit und früher Jugend das Bedürfnis nach Entlastungen und Gegenwelten provozieren. Der Bedarf nach „Wildsein“, nach „Undiszipliniertsein“, lustvoll „Über-die-Stränge-Schlagen“, „Sich austoben“ nimmt zu, je früher die Leistungen der Selbstdisziplinierung (N. Elias) abverlangt werden. Gleichzeitig aber werden die Toberäume, die Bolz- und Spielplätze, an denen sich ungebärdiges Jugendleben entfalten kann, in unserer Gesellschaft immer knapper. So drängen die nicht auslebbaren Bedürfnisse in die „geordnete Welt“ hinein und suchen sich die „Zwischenräume“ (Böhnisch 1994) zwischen den Institutionen: den Schulpausenhof, die Schülerfreizeit, das Wochenendseminar, den Bahndamm usw. Für die „Verwalter der Ordnung“ (Eltern, Lehrer, Pädagogen, Hausmeister) entsteht die Frage, ob sie den Hintergrund solcher „Wildheit“ verstehen und wie sie mit diesen „Störungen“ umgehen. Die Gefahr, eine weitere Spirale in einem Teufelskreis in Gang zu setzen, also auf die aus dem „Leiden“ an zuviel Regeln ausbrechende Regellosigkeit mit neuen Regeln (z.B. verschärfte Hausordnung) zu reagieren, ist sicher nicht immer leicht zu vermeiden.

### 3.3 „Familie leben“ unter dem Druck der Arbeitslosigkeit

Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung hat 1997 in einer Studie folgende Befunde erhoben:

- Über die Hälfte der Erwerbslosen (und zwar mehr Frauen als Männer) sind verheiratet.
- Mehr als ein Drittel (35%) lebt im Familienhaushalt mit abhängigen Kindern unter 27 Jahren.
- Rund 1,2 Mio. Kinder und Jugendliche (das entspricht 6,7% der Gleichaltrigen) leben mit mindestens einem erwerbslosen Elternteil.
- Am häufigsten betroffen sind Kinder unter 6 Jahren. Von ihnen leben 11% in Haushalten, die von elterlicher Arbeitslosigkeit betroffen sind.

Diese Zahlen machen sichtbar, daß Erwerbslosigkeit mindestens für die Hälfte der Betroffenen kein Individualschicksal ist, sondern daß Partner und Kinder – also Familien – betroffen sind. Die Familien von Arbeitslosen sind auch nicht einfach nur „mit“-betroffen. In einer großen Anzahl von Fällen kann ja der Verdienstaustausch eines (oder beider) arbeitslosen Elternteils nicht einfach durch die anderen Familienmitglieder kompensiert werden, sondern muß als empfindliche Kürzung des „Familieneinkommens“ verstanden werden. Da über 50% der Arbeitslosen keine Berufsausbildung haben und da von längerfristiger Erwerbslosigkeit vor allem die geringer qualifizierten Arbeitskräfte betroffen sind, entsprach auch ihr Familieneinkommen schon vor



dem Eintritt der Arbeitslosigkeit den unteren und mittleren Einkommensklassen. Die „Rückstufung“ des Einkommens auf das Niveau von Arbeitslosengeld oder Arbeitslosenhilfe bedeutet in diesen Fällen, daß sich der Lebensstandard der betroffenen Familien erheblich verschlechtert und bei bis zu 50% der Familien bis nahe an die Grenze des Sozialhilfesatzes absinkt .

Finanzielle Verarmung hat nicht bloß eine ökonomische, sondern vor allem auch eine negative soziale Bedeutung. Wenn man anerkennt, daß die Würde des Menschen „nicht vom Brot allein“, sondern von seiner „sozialen Integrität“ abhängt, wird man verstehen, daß die Familien Arbeitsloser auf ihre Situation nur in einer kurzen Phase mit „Konsumverzicht“ reagieren. Sie praktizieren schon bald wieder einen „defensiven Konsum“, der den sozialen Prestige- und Statusverlust vermeiden helfen soll. Die Ausgaben arbeitsloser Haushalte nähern sich deshalb schon bald wieder dem ursprünglichen Niveau. Dafür greifen die Familien zu Darlehen und Krediten, die bei anhaltender Erwerbslosigkeit kaum abbezahlt werden können und die in die Sackgasse der Verschuldung führen. Ein Teufelskreis beginnt.

Daß die Familie ein stabiler Ort der Geborgenheit, der verlässlichen Beziehungen der tragenden Nähe ist, wird in unserer Gesellschaft einfach vorausgesetzt. In der alltäglichen Realität ist aber die Stabilität und Leistungsfähigkeit der Familie abhängig von einem sehr komplizierten und vielfältigen Gefüge von internen und äußeren Beziehungen und Mustern und deshalb stets störungsanfällig. Zu diesen Mustern gehört z.B. die eingespielte Arbeits- und Rollenteilung zwischen Vater und Mutter. Gerade sie wird durch Arbeitslosigkeit etwa des Mannes empfindlich gestört und zwar umso krisenhafter, je unflexibler und rigider das familiäre Rollengefüge war. Hängt die Autorität des Vaters vor allem an seiner Rolle als Einkommensbeschaffer, und geht infolge der Arbeitslosigkeit diese Rolle teilweise oder ganz auf die Ehefrau über, so bedeutet dies die Auflösung bisheriger Beziehungsgrundlagen, schafft die Notwendigkeit, sich neu über Aufgaben und die Grundlagen der wechselseitigen Wertschätzung zu verständigen, was die „soziale Kompetenz“ der Betroffenen oft überfordert. Besondere Krisen entstehen, wenn der Mann sich zur Aufrechterhaltung seiner Autoritätsrolle und seines Selbstwertgefühls in häusliche Tätigkeitsbereiche einzumischen versucht und alles anders gemacht haben will wie bisher, also die Frau und die Kinder in ihrem Alltag und Zuständigkeitsbereich bedrängt. Die Folgen sind oft Streit, Auseinandersetzungen und Mißhelligkeiten.

Hinzu kommt, daß den Familien Entlastungsmöglichkeiten durch Außenkontakte verloren gehen. Schon aus finanziellen Gründen werden ihre Außenaktivitäten (Ausflüge, Kino, Reisen, Besuche) eingeschränkt. Viele Familien von Arbeitslosen empfinden aber ihre Umwelt auch als diskriminierend und verurteilend („die sind selbst schuld“). Sie neigen deshalb mit andauernder Erwerbslosigkeit dazu, solchen als negativ erlebten Kontakten aus dem Wege zu gehen, sich in die Familie zurückzuziehen, sich sozial zu isolieren. Dieser Rückzug auf die eigene Familie erklärt sich natürlich aus Scham und Schuldgefühlen, aber auch aus der verzweifelten Hoffnung, die Familie durch Abschottung von der widrigen Umwelt und den ständig Mißerfolg produzierenden Außenbeziehungen heil und möglichst unbeschädigt zu erhalten. Mit der Isolation aber verlieren sie die Möglichkeit von Anregung und Hilfe. Sie sind völlig auf ihren ei-

genen Kräfte angewiesen und letztlich überfordert. Die Spirale von Hoffnung („wir schaffen es selbst“) und Enttäuschung wird immer enger.

So entsteht für manche Familien auch ein emotionaler Teufelskreis: der verzweifelte Versuch, „über die Runden zu kommen“ und die ständige Erfahrung, es doch nicht zu schaffen, fördern nicht nur Fluchtversuche (Alkohol, Apathie). Sie nähren auch ein Selbstverständnis, das Arbeitslosigkeit als selbst verschuldetes, individuelles Schicksal (und nicht als Folge etwa der Strukturkrise der Arbeitsgesellschaft) begreift. Diese Schuld- und Versagensgefühle verstärken dann wieder die Tendenz zum Rückzug in die Familie und zur sozialen Isolation usw.

Natürlich wirkt die Situation der Arbeitslosigkeit auch auf die Kinder. Sie erleben plötzlich einen Vater, der nicht nur am Feierabend oder Wochenende, sondern permanent anwesend ist. Seine Dauerpräsenz wird dann als lästig empfunden, wenn er einem dauernd „auf der Pelle sitzt“, wenn er plötzlich Dinge (Ausgang, Umgang mit Cliques, Hausaufgaben) einmischend kontrollieren oder gar verbieten will, mit denen er bislang „nichts zu schaffen“ hatte. Viele arbeitslose Väter nehmen den (ihnen bislang nicht vertrauten) Alltag ihrer Kinder so wahr, daß sie zu der Meinung kommen, die Mutter habe die Zügel allzu locker gelassen und die Kinder bedürften dringend der kräftigeren Hand des Vaters. Dies führt zu Konflikten mit allen Beteiligten.

Andererseits sind die Kinder oft auch ein verbindendes Element, gleichsam der Kitt, der die belastete Familien zusammenhält. Um der Kinder willen versuchen die Eltern so gut es geht, ein „normales Familienleben“ aufrecht zu erhalten. Manchmal erhalten die Kinder dadurch mehr Spielraum der Selbständigkeit, besonders wenn die Eltern durch die Situation der Erwerbslosigkeit sich nicht mehr so sicher darin sind, ob das, was sie bisher als verlässliche Erziehungsregeln vermittelt haben, wirklich für die Zukunft der Kinder tragfähig ist. Andererseits können die Kinder aber auch in eine Überforderungssituation geraten, wenn sie die Rolle des ausgleichenden, vermittelnden und stabilisierenden Elements in der Familie übernehmen sollen.

„Aufs Ganze betrachtet: Die Situation der Arbeitslosigkeit wirkt auf das familiäre System gleichsam als Katalysator, sie bringt latente Probleme zum Ausbruch, spitzt Situationen zu, so daß sie sich entladen („Du warst schon immer eine Niete!“). Das kann zum Zusammenbruch des familialen Systems führen, auch zur Scheidung; allerdings gibt derzeit keine Statistik Auskunft darüber, in welchem Umfang das der Fall ist“ (Hornstein 1988, S. 259 ff.).

#### 4 Das Veralten des traditionellen „Jugendkonzepts“

##### 4.1 *Jugend läßt sich nicht mehr als Statuspassage verstehen*

Seit H. Schelsky (1957) verstanden die jugendsoziologischen Theorien „Jugend“ vorrangig als Übergangsphase vom Status der Kindheit in die „sozial generell und endgültig gedachte Rolle des Erwachsenen“. Aus jugendpädagogischer Sicht ermöglichte diese Definition von Jugend als „Statuspassage“ eine relativ klare Interpretation und Synchronisation der jugendspezifischen Entwicklungsaufgaben: die Vorbereitung auf

die Bedingungen und Merkmale der Erwachsenenexistenz, also die Vorbereitung auf berufliche und sozio-kulturelle Mündigkeit. Berufliche Qualifikation (für männliche Jugendliche), bzw. Vorbereitung auf die Aufgaben als Hausfrau und Mutter (für Mädchen) und Festigung einer erwachsenen Identität standen im Mittelpunkt der Lernaufgaben, und durch Etablierung im Beruf, Ablösung von der Herkunftsfamilie und Gründung einer eigenen Familie wurde die Jugendphase beendet.

Nach diesem Verständnis war es selbstverständlich, daß den Jugendlichen die volle sozio-kulturelle Autonomie (z. B. im Bereich der Sexualität, des eigenen Wohnens, des Zugangs zum Konsum, im Bereich der Freizeitgestaltung) so lange vorenthalten blieb, wie die eigenständige ökonomische Selbständigkeit noch nicht erlangt war; das Erreichen der sozio-kulturellen und der ökonomischen Selbständigkeit verlief zeitlich relativ synchron (also innerhalb eines nur wenige Jahre umfassenden Zeitraums). Diese „Vorenthaltung“ von Selbständigkeit wurde immer auch jugendpädagogisch nach dem Prinzip der „verschobenen Belohnung“ (deferred gratification) als Lernmotivation genutzt: „Wer heute verzichtet, Bedürfnisse aufschiebt, sich aber qualifiziert, durch Bildung sich vorbereitet – der wird später (als Erwachsener) bessere soziale und berufliche Chancen haben.“ Dieses Prinzip wurde als „bildungsoptimistischer Lebensentwurf“ bezeichnet (Böhnisch u. Münchmeier 1994, S. 56ff.).

Nach heutigem Konsens in der Jugendforschung hat die Jugendphase inzwischen ihre deutliche Abgrenzung sowohl von der Kindheit wie von der Erwachsenenrolle verloren; das Verständnis von Jugend als Statuspassage ist ins Schwimmen geraten. Die für die traditionelle Adoleszenzphase (der ca. 15- bis 19jährigen) beschriebenen Verhaltensformen von demonstrativer Ablösung, Selbstsuche, experimenteller und expressiver Selbstinszenierung usw. scheinen sich nach den Befunden der Schüler- und Jugendforschung heute biographisch vorzuverlagern und in das Alter der 10- bis 14jährigen „Kids“ hineinzuschieben. Andererseits aber hat sich die Jugendphase (im Sinne der Vorbereitungs- und Qualifikationsphase und fehlender bzw. instabiler ökonomischer Selbständigkeit) durch die Bildungsexpansion wie durch die Arbeitsmarktveränderungen und -probleme verlängert. Ihr Abschluß hat sich verkompliziert.

#### *4.2 Jungsein heißt heute Schüler sein*

Seit den Anstrengungen der Bildungsreformpolitik vor allem in den 70er Jahren hat sich die Bildungsbeteiligung erheblich erhöht und hat sich die durchschnittliche Verweildauer im Bildungswesen erheblich ausgeweitet. Die unmittelbare Folge ist die „Verlängerung der Jugendphase“. Wie Allerbeck und Hoag (1985, S. 21f.) ermittelt haben waren 1962 bereits fast 40% der Jugendlichen zwischen 16 und 18 Jahren „erwerbstätig“ (hinzu kamen nochmals fast 40% „Azubis“) und nur knapp 20% waren noch Schüler. Heute dagegen sind von allen jungen Menschen zwischen 16 und 20 Jahren nur noch 1% schon erwerbstätig; ein Drittel sind Azubis, aber gut 50% sind Schüler (Arbeitsgruppe Bildungsbericht 1994, S. 547). Bis zum Erreichen der Volljährigkeit, ja bis zum Beginn des dritten Lebensjahrzehnts heißt Jungsein heute deshalb für die Mehrheit „Schüler sein“.

Dies wirft einige Probleme auf, auf die institutionelle und pädagogische Antworten gefunden werden müssen:

- Die Ausdehnung der Bildungsbeteiligung bedeutet einen weiteren Schritt in Richtung auf die sogenannte Entmischung der Generationen. Die Schule ist wegen ihrer organisatorischen Gliederung in Stufen und Klassen eine Gesellschaft von Altersgleichen. Je länger man Schüler ist, desto länger verbleibt man in einer Gruppe von Gleichaltrigen. Generationsdurchmischte Situationen, wie sie z.B. für die Situation am Arbeitsplatz typisch sind, werden in der Jugendphase strukturell knapp und damit die Möglichkeiten, sich an den Älteren zu „reiben“, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, sich von ihnen abzugrenzen, um sich selber und seine eigene Identität zu finden.
- Was „Jungsein“ bedeutet, ergibt sich heute deshalb weniger aus dem Konflikt und der Abgrenzung zu den „Alten“, sondern aus dem Vergleich und dem Zugehörigkeitswollen mit den Gleichaltrigen. Jugend ist der Maßstab von Jugend. Sie bleibt gewissermaßen unter sich, sie „verjüngendlicht“. Damit ändert sich auch der von E. Spranger einst beschriebene psychologische Prozeß der Identitätsfindung: Nicht mehr das Herausarbeiten der „Differenz“ (bloß nicht so sein wie die Erwachsenen), sondern die „Identifikation“ mit und „Imitation“ von Gleichaltrigen scheint wichtig (so sein wollen wie alle sind). Damit geht die Bedeutung der von Spranger so hoch geschätzten Auseinandersetzung mit Überlieferung und Tradition (deren Repräsentanten die Erwachsenen sind) zurück. Die oft zu beobachtende Gleichgültigkeit Jugendlicher gegenüber gesellschaftlich-kulturellen oder religiösen Überlieferungen scheint hier eine Wurzel zu haben.
- Weil junge Leute heute länger im Bildungswesen verbleiben und deshalb im Durchschnitt höhere formale Bildungsabschlüsse erwerben als je zuvor, werden sich – ganz abgesehen von allen sonstigen sozialen und ökonomisch-technischen Veränderungsprozessen – ihre Lebensläufe anders entwickeln als bei ihren Eltern. „Du sollst es einmal weiter bringen als wir“, sagen die Eltern und schicken deshalb ihre Kinder auf weiterführende Schulen. Darin liegen aber zwei Probleme: Zum einen wächst der Druck, diese bessere Zukunft zu erreichen, trotz sich verschlechternder gesellschaftlicher Zukunftschancen; zum anderen bedeutet dies, daß der Lebensweg der Eltern, ihre biographischen Entscheidungen und Erfahrungen nicht mehr einfach als Beispiel dafür genommen werden können, wie das Leben so verläuft und wie man sich darin einrichten kann. Vielmehr muß die Mehrzahl der jungen Leute nach eigenen Wegen suchen, eigene Lebensstile entwickeln, das Leben „in die eigenen Hände nehmen“, ohne sich am Beispiel der Eltern vergewissern zu können, mit welchen Risiken und Chancen welche Arten von Entscheidungen verbunden sein können. Entsprechend wachsen die Orientierungsprobleme des Jugendalters.

#### *4.3 Die bildungsoptimistische Perspektive wird brüchig*

Spätestens seit Beginn der achtziger Jahre ist im Zusammenhang mit der Verknappung der beruflichen Ausbildungschancen und der angespannten Arbeitsmarktsituation, mit der Ausdifferenzierung von beruflichen Umwegen und Warteschleifen die einfache bil-

dungsoptimistische Gleichung für eine wachsende Anzahl von Eltern und Jugendlichen fragwürdig geworden. Gute schulische Abschlüsse bedeuten nicht mehr quasi automatisch gute berufliche Chancen. Sie sind zwar nach wie vor eine notwendige, aber für sich genommen keineswegs mehr eine hinreichende Voraussetzung für entsprechende berufliche Karrieren.

Insbesondere an der biographischen Schwelle beim Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenleben gehören Arbeitslosigkeit, Warteschleifen, Umwege und Zwischenbeschäftigungen für eine große Gruppe zur normalen Situation. Während sich die Situation bei der Versorgung mit Berufsausbildungsplätzen seit einigen Jahren (jedenfalls in Westdeutschland) rein quantitativ entspannt hat, sind die Probleme an der zweiten Schwelle geblieben – wie ein Blick z.B. auf die Statistik der Arbeitslosigkeit zeigt. Der Berufseintritt vollzieht sich heute kaum noch „geradlinig“, sondern häufig über Umwege, Zwischenschritte, Umschulungen und Weiterqualifizierungen verschiedenster Art sowie durch die oft zitierten Warteschleifen hindurch. Inzwischen gibt es ein durch die Arbeitsverwaltung, das berufliche Bildungswesen, durch Schule, Jugendhilfe und kommunale Stellen komplex ausgebautes „Angebot“ an Auffang-, Ausbildungs-, Orientierungs- und Betreuungsmöglichkeiten, die die destabilisierten Übergänge ins Erwachsenen- und Erwerbsleben „flankierend“ oder „kompensatorisch“ stützen sollen.

Im Abbröckeln des bildungsoptimistischen Lebensentwurfs und in der Verunsicherung der Normalbiographie liegt „das“ zentrale Problem der Jugendlichen heute, auch dann schon, wenn sie noch in der Schule lernen und erst auf die Arbeitswelt zugehen. „Der erste zentrale Kristallisationspunkt der gegenwärtigen Problematik besteht nun darin, daß dieser Zusammenhang objektiv, real brüchig geworden ist und daß diese ‚Funktionslücke‘ hinsichtlich der Rolle des Bildungssystems für soziale Chancen und Fortkommen von den Heranwachsenden selbst durchschaut wird, daß aber ‚offiziell‘ an der Vorstellung, daß dies noch so sei, festgehalten wird. Es ist dieses ‚Als-ob‘, mit allen seinen Konsequenzen, das als einer der tieferliegenden Kerne gegenwärtiger Problematik identifiziert werden muß“ (Hornstein 1984, S. 507).

#### 4.4 *Belastungen des Schülerseins*

Wegen der tendenziellen Abwertung der unteren Bildungsabschlüsse zugunsten höherer sowie wegen der durch den generell verengten Arbeitsmarkt verursachten höheren interindividuellen Konkurrenz wächst die Nachfrage nach sog. weiterführenden Bildungsgängen und höheren Bildungsabschlüssen. Dies führt zu einem Anstieg des durchschnittlichen formalen Bildungsniveaus der jungen Generation, was aber wiederum die Ausgangspositionen für die Konkurrenzbeziehungen beim Übergang in den Erwerbsbereich erhöht; die vorausgesetzten Eingangsqualifikationen „schaukeln sich auf“. Dadurch steigen abermals die Erwartungen an die Jugendlichen, einen (noch) höheren Bildungsabschluß anzustreben. (Mertens, 1984, hat diese Situation als ein „Qualifikationsparadox“ beschrieben.) Nach einer Befragung der Arbeitsstelle Schulentwicklungsforschung (Rolff et al. 1986, S. 22) antworteten im Jahr 1979 auf die Frage „Welchen endgültigen Schulabschluß sollte Ihre Kind Ihren Wünschen nach errei-

chen?“ 31% der Eltern mit „Hauptschulabschluß“ und 37% mit „Abitur“. Bis zum Jahr 1995 sank die Nennung des Hauptschulabschlusses auf nur noch 10%, während das Abschlußziel Abitur von 64% genannt wurde. Diese Anhebung der Ausbildungszielvorstellungen ist als Ausdruck des genannten Qualifikationsparadoxes zu sehen.

Diese Anhebung bedeutet natürlich gleichzeitig, daß sich die Bedeutung, die Schulerfolg für den weiteren Lebensweg hat, nicht nur objektiv, sondern auch in der subjektiven Wahrnehmung enorm gesteigert hat. Die individuelle Erfolgs- oder Versagensbilanz wird damit enorm erhöht. Die subjektiven Ängste wachsen, den angestrebten Schulabschluß und damit auch Berufschancen nicht zu erreichen. Von einer gewissen Anzahl Jugendlicher wird das Scheitern in weiterführenden Schulen als persönliches Versagen überhaupt wahrgenommen und ängstlich abgewehrt. Aus einer repräsentativen Survey-Untersuchung von Hurrelmann, Holler und Nordlohne geht hervor, daß durchschnittlich 49% der befragten Jugendlichen „unsicher“ sind, „ob sie die favorisierten Schulabschlußpläne verwirklichen können“ (Hurrelmann et al. 1988, S. 34). Ein noch höheres Niveau der Unsicherheit zeigt sich an der Nahtstelle von Schulsystem und Erwerbsbereich. Auf die Frage „wie sicher oder unsicher bist Du Dir, daß Deine beruflichen Wünsche in Erfüllung gehen?“ bekunden 65% der Befragten Unsicherheit. Dieses gilt nicht etwa primär für die von besonderer Chancenungleichheit betroffenen Hauptschüler, sondern gerade auch für Gymnasiasten, deren höhere Aspirationen offenbar ein höheres Unsicherheitsniveau implizieren können.

Insbesondere bei auftretenden Schulleistungsschwierigkeiten fühlen sich die davon betroffenen Jugendlichen in ihren beruflich-biographischen Zukunftschancen besonders betroffen und reagieren mit Versagensgefühlen (vgl. Hurrelmann et al. 1988). Wie stark diese Versagensängste sich ausprägen, ist in erster Linie abhängig von dem Erwartungsdruck durch die Eltern und von den emotionalen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Vermutlich aus Angst vor der Gefährdung der beruflichen Chancen der Kinder durch schulische Leistungs- und Laufbahnprobleme neigen viele Eltern dazu, den Druck auf die Jugendlichen zu erhöhen, die vorgefaßten Statuserwartungen einzulösen. Schulschwierigkeiten belasten damit die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern relativ stark. Die daraus entstehenden Konflikte und Spannungen im Familienleben müssen als direkte Verstärker von psychosomatischen Störungen identifiziert werden. „Mit der Gefährdung der schulischen Laufbahnperspektive ist also auch immer eine Gefährdung der sozialen Beziehungen zu den Eltern verbunden, weil diese Beziehungen stark über die schulische Leistungsposition mitdefiniert werden“ (Hurrelmann et al. 1988, S. 42f.).

## 5 Mädchen und der Wandel der weiblichen Biographie

Mädchen und junge Frauen weisen seit längerer Zeit eine wesentlich höhere Berufsorientierung auf: Sie planen Berufstätigkeit als Basis einer selbständigen Lebensführung in ihre Lebensziele ein. In dem Maße, in dem die weiblichen Biographiemuster sich gewandelt haben und die meisten Mädchen Selbständigkeit durch Verbindung von Erwerbs- und Hausarbeit leben wollen, werden Bildungsabschlüsse als Zugang zur Erwerbsarbeit

wichtig. Allerdings erfahren Mädchen wegen des geschlechtsspezifisch geteilten Arbeitsmarktes und der höheren Zugangsbarrieren für das weibliche Geschlecht eine stärkere Verunsicherung, ob sie ihre Berufs- und Lebenspläne verwirklichen können.

„Die Probleme beginnen bereits beim Einstieg in die Berufsausbildung. Junge Frauen haben es erheblich schwerer als junge Männer, einen Ausbildungsplatz nach ihren Vorstellungen zu finden, dabei sind sie weniger stark als diese auf einen einzigen Beruf fixiert. Obgleich sie im Durchschnitt höhere Schulabschlüsse vorzuweisen haben als die männlichen Schulabgänger, müssen sie intensiver suchen als diese, um eine Lehrstelle zu bekommen ... Der Beruf, in dem junge Frauen schließlich ausgebildet werden, ist dann auch seltener als bei den jungen Männern der von Anfang an gewünschte Beruf, und ebenso würden sie weniger häufig als die jungen Männer diesen Beruf wieder ergreifen ... Diese Befunde machen deutlich, daß gerade bei den jungen Frauen die faktische Verteilung der Auszubildenden auf die Ausbildungsberufe keineswegs ausschließlich auf individuelle Präferenzen und Wünsche zurückgeführt werden kann. Besonders ausgeprägt ist das Auseinanderklaffen zwischen individuellen Berufsvorstellungen und faktischem Ausbildungsberuf bei den ‚typischen‘ Frauenberufen Verkäuferin und Kauffrau im Einzelhandel“ (Arbeitsgruppe Bildungsbericht 1994, S. 612).

Das zweite große Problem von biographischer Bedeutung ist für Mädchen die Frage, ob sie Ehe- und Lebenspartner finden werden, die bereit sein werden, partnerschaftlich eine gleichgewichtigere Verteilung von Haus-, Kinder- und Familienarbeit sowie von Berufsarbeit zu praktizieren. Die bisherigen Befunde der einschlägigen Forschung weisen eher darauf hin, daß junge Männer zwar verbal und voller guter Absichten ihre Bereitschaft zur Mithilfe bei Haushalt und Kindererziehung bezeugen, daß von diesen guten Absichten in der Praxis – vor allem nach der Geburt des ersten Kindes – wenig realisiert wird. Die sog. Doppelbelastung der Frauen scheint deshalb auch für die Mädchen heute die eher realistische Perspektive (vgl. v.a. Erler et al. 1988; Bertram 1991, 1992).

## 6 Wandel der Sozialisationsweisen

### 6.1 *Wo ist der Generationskonflikt geblieben?*

Zu den überraschenden Befunden der 13. Shell Jugendstudie (2000, Bd. 2, S. 58ff.) gehört folgendes Ergebnis: Von den deutschen Jugendlichen werden die Eltern sehr viel häufiger und deutlicher als früher als Vertrauenspersonen wahrgenommen. Sie sprechen in der Mehrzahl erheblich weniger von strenger Erziehung durch Vater und Mutter und wollen sehr viel öfter den selbst erfahrenen Erziehungsstil auch bei den eigenen Kindern fortsetzen. Sie erleben mehrheitlich ihre Eltern als Partner, die sich viel Mühe geben, sie zu unterstützen und zu beraten – und dies auf längere Zeit als früher. Ihre Verselbständigung geschieht nicht im Konflikt, sondern geradezu in Absprache mit den Eltern; bei ihren Ablösungsversuchen fühlen sie sich von ihnen unterstützt. Trotzdem haben wir hiervon abweichende, in manchen Aspekten auch problematische Verhältnisse gefunden bei der Unterschicht und bei manchen Gruppen unter den Ausländern.

Elterliches „Zutrauen in das Kind“ (als Gegenteil von „ängstlicher Besorgtheit“) ist offenbar die wichtigste Dimension und Bedingung für eine gute Ausrüstung und Motivation, das Leben in die Hand zu nehmen und sich zuzutrauen, die Schwierigkeiten zu meistern. Viele Skalen und Variablen im Bereich Zukunftssicht, Klare Lebensplanung, Autonomie/Kreativität/Konfliktfähigkeit, Menschlichkeit/Toleranz, Selbstmanagement hängen positiv mit dieser Dimension zusammen. Elterliches Zutrauen begünstigt jene Persönlichkeitsressourcen, die gute Voraussetzungen für eine gelingende Lebensbewältigung bieten. Die materielle Ausstattung (der „Lebensstandard“) der Familie scheint dagegen ziemlich nachrangig zu sein – zumindest in der Wahrnehmung der Jugendlichen.

## 6.2 *Vom Gehorsam zur Selbständigkeit*

Die Erziehungsstile in Elternhaus und Schule haben sich, wie Untersuchungen übereinstimmend zeigen, in den letzten Jahren auffallend verändert. Während 1951 „Gehorsam und Unterordnung“ noch für 25% der Bevölkerung ein wichtiges Erziehungsziel waren, galt dies 1983 nur noch für 9%. Dagegen hat das Erziehungsziel „Selbständigkeit und freier Wille“ einen Anstieg der Zustimmung von 28% (1951) auf 49% (1983) erfahren (Emnid, zit. nach Zinnecker 1985, S. 208). In einer repräsentativen DJI-Befragung von mehr als 10.000 Familien (1989) nannten 92% „Selbstvertrauen“ und 84,2% „Selbständigkeit“ als wichtigste Erziehungsorientierungen (ohne daß freilich die Orientierungen „Pflichtbewußtsein“ [73,3%], „Fleiß“ [66,2%] und „Gehorsam“ [55,4%] aufgegeben worden wären). „Nicht der egoistische Individualist, der sich in der Ellenbogengesellschaft durchzusetzen versteht, schwebt Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder heute vor, sondern ein selbstbewußter, persönlichkeitsstarker, aber gleichzeitig kooperativer Mensch, der verantwortungsbewußt von seinen Rechten Gebrauch macht und seine Pflichten erfüllt sowie Verständnis für den Mitmenschen aufzubringen vermag“ (Dannenbeck 1990, S. 7).

Von ähnlichen Veränderungen ist der Erziehungs- und Umgangsstil in der Schule gekennzeichnet. Auch dort hat die autoritäre Distanz zwischen Lehrer und Schüler abgenommen und ist eine „partnerschaftliche Umgangskultur“ entstanden (Fend 1988, S. 142ff.). Die Zielwerte „Ordnung und Disziplin“, „gute Umgangsformen“ und „Achtung“ haben auch in der Schule einen drastischen Bedeutungsverlust erfahren; „eigene Urteilsfähigkeit“, „persönliche Selbständigkeit“ und „Selbstbewußtsein“ dagegen eine drastische Aufwertung (Meulemann 1984). Eltern und Schule setzen also heute mehr auf Selbständigkeit und Eigenkompetenz als optimale Voraussetzungen für das Vorankommen in der Wettbewerbs- und Leistungsgesellschaft als auf Erziehung zur Bedürfnislosigkeit, Bescheidenheit, Ein- und Unterordnung.

Hinter diesem Wertewandel im Bereich der Erziehung steht die sog. Enttraditionalisierung der Muster unserer Lebensführung. Damit ist gemeint, daß traditionelle Muster und Leitbilder ihre einerseits verbindliche (sozial-kontrollierende), andererseits orientierende (und damit entlastende) Funktion verloren haben. Dies betrifft insbesondere traditionelle religiöse Muster, aber eben auch die „Einordnungs- und Be-



scheidenheitskultur“ die noch in den fünfziger Jahren wirksam war. Enttraditionalisiert werden aber auch die Muster der Lebensplanung und Lebensführung: was eine oder einer wird oder werden kann, ist nicht mehr in die Wiege gelegt, also von der familiären Herkunft und den lokalen Bedingungen abhängig. Die Öffnung des Bildungswesens für tendenziell alle Jugendlichen und die gestiegenen Möglichkeiten zu überregionaler Mobilität haben dazu geführt, daß – jedenfalls dem Anspruch und Leitbild nach – die Chancen des Lebenswegs vor allem von der individuellen Leistungsbereitschaft, der Qualifikation und individuellen sozialen Kompetenz abhängig sind. „Enttraditionalisierung“ bedeutet also sowohl eine größere „Freisetzung“ aus traditioneller Bindung und Kontrolle und verspricht damit eine größere „Pluralisierung“ der legitimen Lebensmuster; es bedeutet aber andererseits auch einen höheren Druck auf die Individuen und damit eine „Individualisierung“ der Lebenschancen und der Verantwortung für den eigenen Lebensweg.

## 7 Neue Widersprüche

Der Strukturwandel im Bereich von Kindheit, Jugend und Familie hat – wie wir gesehen haben – Auswirkungen auf die Pädagogik. Für Kinder und Jugendliche stellen sich ja die Tendenzen der gegenwärtigen Gesellschaftsentwicklung in einer besonderen strukturellen Konstellation: Sie bekommen „die Gleichzeitigkeit von kulturellen Spielraumerweiterungen und sozio-ökonomischen Möglichkeitsverengungen leidvoll zu spüren“ (Ziehe 1985, S. 204). Die vorhandenen erweiterten Spielräume, Lebensziele und Lebensstile zu entwerfen, stoßen sich an den schlechter und eingeschränkter gewordenen Bedingungen vor allem im Ausbildungs- und Erwerbsbereich. Kinder- und Jugendpädagogik müssen mit den „neuen Widersprüchen“ umgehen, die sich für Kinder und Jugendliche angesichts ihrer radikaleren Exponiertheit gegenüber den Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen, ergeben:

- Kinder und Jugendliche müssen sich planvoll auf die Zukunft vorbereiten, deren Möglichkeiten sich erweitert und pluralisiert darstellen, obwohl die Perspektiven der Erreichbarkeit der individuellen Optionen sich verschlechtert haben.
- Sie müssen eine integrierte Identität entwickeln, sich aber gleichzeitig eine situations- und rollenspezifische Flexibilität und Anpassungsfähigkeit erhalten, sollen also gleichzeitig eine stabile Ich-Identität und eine „modale Persönlichkeitsstruktur“ (die sich je nach dem Modus der Situationsanforderungen ändern und umstellen kann) ausbilden.

## Literatur

- Allerbeck, K.; Hoag, W. (1985): Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München. Arbeitsgruppe Bildungsbericht am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (1994): Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland. Strukturen und Entwicklungen im Überblick. Reinbek.
- Bertram, H. (Hg.)(1991): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, DJI-Familien-Survey 1. Opladen.

- Bertram, H. (Hg.) (1992): Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation, DJI-Familien-Survey 2. Opladen.
- Böhnisch, L. (1994): Gespaltene Normalität. Weinheim.
- Böhnisch, L.; Münchmeier, R. (1994): Wozu Jugendarbeit? Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis. Weinheim, 3. Aufl.
- Dannenbeck, C. (1990): Was ist Eltern wichtig? Welche Rolle spielen Kinder im Leben heute und wohin soll man sie erziehen? *dji-bulletin* 16/1990, S. 7.
- Durkheim, E. (1963): *De la division du travail*. Paris.
- Erler, G.; Jaeckel, M.; Pettinger, R.; Sass, J. (1988): Kind? Beruf? Oder Beides? Eine repräsentative Studie über die Lebenssituation und Lebensplanung junger Paare zwischen 18 und 33 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag der Zeitschrift *Brigitte* (Brigitte Untersuchung 88). Hamburg.
- Fend, H. (1988): Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt a.M.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1997): „Jugend '97“, 12. Shell Jugendstudie. Opladen.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (2000): „Jugend 2000“, 13. Shell Jugendstudie, 2 Bände, Opladen.
- Gehlen, A. (1957): Die Seele im technischen Zeitalter. Hamburg.
- Hornstein, W. (1984): Jugend. Strukturwandel und Problemlagen. In: Eyferth, H.; Otto, H.-U.; Thiersch, H. (Hg.): *Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik*. Neuwied.
- Hornstein, W. (1988): Vater ist arbeitslos – Was passiert in der Familie? In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): *Wie geht's der Familie?* München.
- Hurrelmann, K.; Holler, B.; Nordlohne, E. (1988): Die psychosozialen „Kosten“ verunsicherter Staturerwartungen im Jugendalter. *Zeitschrift für Pädagogik* 34(1): 25-44.
- Lempp, R. (1986): *Familie im Umbruch*. München.
- Mertens, D. (1984): Das Qualifikationsparadox. Bildung und Beschäftigung bei kritischer Arbeitsmarktperspektive. *Zeitschrift für Pädagogik* 30(4): 439-455.
- Meulemann, H. (1988): Jugend als Lebensphase – Jugend als Wert. Über die Politisierung eines kulturgeschichtlichen Begriffs, am Beispiel der biographischen Selbstdefinition dreißigjähriger ehemaliger Gymnasiasten. *Zeitschrift für Pädagogik* 34(1): 65-86.
- Pettinger, R. (1985): Familie – Autorität und Autonomie. In: DJI (Hg.): *Immer diese Jugend*. München, S. 265-274.
- Rabe-Kleberg, U.; Zeiher, H. (1984): Kindheit und Zeit. Über das Eindringen moderner Zeitorganisation in die Lebensbedingungen von Kindern. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 4(1): 29-43.
- Richter, D. (1987): *Das fremde Kind*. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt a.M.
- Rolff, H.-G.; Klemm, K.; Tillmann, J. (Hg.) (1986): *Jahrbuch der Schulentwicklung*, Band 4., Weinheim.
- Schelsky, H. (1957): *Die skeptische Generation*. Düsseldorf.
- Ziehe, T. (1985): Vorwärts in die 50er Jahre? Lebentwürfe Jugendlicher im Spannungsfeld von Postmoderne und Neokonservatismus. In: Baacke, D.; Heitmeyer, W. (Hg.): *Neue Widersprüche*. Jugendliche in den achtziger Jahren. Weinheim, S. 199-216.
- Zinnecker, J. (1985): Kindheit, Erziehung, Familie. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): *Jugendliche und Erwachsene '85*, Bd. 3. Opladen, S. 97-292.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Richard Münchmeier, Freie Universität Berlin, Institut für Sozial- und Kleinkindpädagogik, Arnimallee 12, 14195 Berlin.